

Pariser Brot

Autor(en): **Kolb, Rolf**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **57 (1953-1954)**

Heft 8

PDF erstellt am: **29.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-663398>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

war ein Glücksgefühl mit dieser Vorstellung verbunden.

«Ist es nicht schrecklich», begann Thomas endlich schüchtern, «dass ich Sie nachts anrufe, um Ihnen ungerichtetes Zeug vorzulesen?»

«Ach, das ist nicht schlimm.» Regina fühlte Selbstvertrauen und Sicherheit und stiess den Tintenfassbären heftig vor den Bauch. Das Tintenfass wackelte bedenklich.

«Wirklich nicht?» Thomas hielt inne. «Nun, wenn Sie's so auffassen, dann...» Er holte Atem... und was jetzt kommen musste, war leicht zu erraten. — Da fiel das Tintenfass, von einem besonders heftigen Stoss getroffen, vom Schreibtisch und Regina schrie entsetzt auf, stiess den Sessel zurück und bückte sich: «Entsetzlich», stöhnte sie.

Und Thomas fragte verstört: «Was denn? — Was ist entsetzlich? — Ich wollte dir doch sagen, Regina, dass ich dich liebe... Ich wollte dir einen Heiratsantrag machen...»

«Ja, ja, ich weiss», rief sie ungeduldig und fassungslos. — Es musste etwas geschehen, denn die Tintenflut näherte sich in gefährlicher Weise dem Teppich. «Mein Gott», sagte sie ratlos, «es tut mir furchtbar leid — aber gerade in diesem Augenblick...»

«Liebst du mich nicht, Regina?»

«Doch — natürlich liebe ich dich... , aber gerade in diesem Augenblick habe ich das Tintenfass umgeworfen und jetzt...»

«Und jetzt...?»

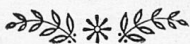
«... Sitze ich vor dem Schreibtisch und die Tinte fliesst auf den Teppich zu.»

«Schlag ihn rasch zurück.»

«Das geht doch nicht — mit dem Hörer in der Hand.»

Thomas seufzte: «Du liebe Zeit — so geschehen diese Dinge — mein schöner Heiratsantrag. — Was ist zu tun...?»

Da klang die entschlossene Stimme des Vaters zurück: «Einhängen und morgen früh wieder anrufen. — Gute Nacht.»



Es war am Boulevard Saint-Michel, wenige Zeit nach dem ersten Weltkrieg. Man weiss, das Quartier Latin, durch welches der Boulevard führt, beherbergt Menschen verschiedenster Prägung. Zur Mittagszeit sind alle jene hübschen Restaurants überbesetzt, die Tischchen und Stühle ungehindert von behördlichen Massnahmen auf das Trottoir stellen. Der grosse Verkehr rollt vor den Augen der Gäste vorüber, hastende Menschen sieht man der nahen Metrostation zuströmen. Von der nahen Seine her tönen die heiseren Rufe der Sirenen russiger Schlepper. Die Gäste, vom flinken Kellner bedient, sind Studenten, Künstler und Halbweltmenschen, die darauf angewiesen sind, solange ihr Menu auszusuchen, bis sie dasjenige gefunden haben, das nirgends mehr einen Sou billiger zu haben ist.

Nun war es damals so, dass auf jedem Tischchen ein Körbchen stand, angefüllt mit knusperigem Pariser Brot. Jeder Gast konnte davon nehmen, ohne dass es berechnet wurde. Zwischen den Gästen schoben sich auch andere Menschen einher, die nichts in der Tasche hatten, woraus sie sich selbst die bescheidenste Mahlzeit hätten kaufen können. Wir sind versucht, sie Bettler zu nennen, doch sie wollten es nicht sein. Sie trugen verstohlen einen Drahtspieß in der einen Hand. Wer sie genauer musterte, entdeckte an einem ihrer schiefgetretenen Absätze eine Nagelspitze. Sie gebrauchten beides, indem sie mit grosser Fertigkeit Zigarren- und Zigarettenstummel aus der Gosse aufspiessten oder unter den Gittern hervorholten, welche um die Bäume im Asphalt gelegt sind. In ihren Verstecken, die oft unter den Seinebrücken oder in Hinterhöfen der Altstadt Häuser an der rue des Grands Dédés zu finden sind, «verarbeiten» sie diese Stummel zu neuen Zigaretten, die ihnen mitunter als Tauschmittel dienen.

Eine dieser Gestalten näherte sich nun einem Tischchen, an dem drei Fräuleins sassen, deren Aussehen eher jungfernhaft denn mondän war. Ihr mitleidiges Herz jedoch liess eine der drei ohne Zögern ihre Hand nach dem Brotkörbchen greifen und dessen ganzen Inhalt in die Hände des Bettlers gleiten. Dieser liess die weissen Brotschnitten im Aermel seines zerschlissenen Rockes verschwinden, dankte mit kavalierhafter Verbeugung und schob sich weiter.

Der Glockenschlag vom Turme des Hôtels de

Ville mahnte die Gäste zum Aufbruch. Der Kellner hatte Mühe, überall zu seinem Gelde zu kommen. Jetzt stand er bei den drei Damen, die aufgeregt «l'addition» gerufen hatten. Das Geschäft der «addition» verstehen die Kellner sehr wohl, doch liegt ihnen fern, dabei unehrlich zu sein. Dennoch glaubten diese drei Damen, ihren Kellner einer

Ueberforderung zeihen zu müssen; denn er hatte den Preis für das Pariser Brot auf die Note gesetzt. Wohl widersprach er dem Einwand der Damen nicht, dass das Brot «à discretion» aufgestellt wäre, fügte aber mit französischer Courtoisie dazu: «Mais non, c'est à cause de la bienfaisance, Mesdames.»

FELIX oder Fischotter contra Einbrecher

VON WERNER SIEBOLD

Während einer Otternjagd — es liegt diese Geschichte schon viele Jahrzehnte zurück — hatte Hans, des Müllers Sohn, ein Boot steuern dürfen.

Nun ruderte er, den der Jäger entlassen hatte, das Boot langsam stromauf der väterlichen Mühle zu.

Da — auf dem alten Erlenstumpf — da regte sich doch etwas? Hans steuerte den Stumpf an, und er fand in dem modrigen Holz zwei junge, silberwollige Otter. Er nahm sie mit, aber trotz sorgsamster Pflege ging ein Jungotter bereits am vierten Tage ein, der andere allerdings gedieh prächtig und gewöhnte sich bald daran, Milch und Brot selbständig von seinem Teller abzuschlecken. Von dieser Zeit an waren Hans und sein Otter unzertrennlich.

Der Herbst verging und der Winter. Felix, der Otter, war ausgewachsen, fast einen Meter lang, hatte ein dichtes, dunkelbraunes, glänzendes Fell und war in der Mühle wegen seiner Zutraulichkeit ein lieber Hausgenosse. Längst lief er überall frei umher. Sein bester Freund aber war und blieb Hans. Rief der Junge den Otter beim Namen, kam Felix sofort heran, sprang kichernd an ihm hoch und war glücklich, wenn er auf den Arm genommen wurde.

Der Müller duldete den Otter, kümmerte sich aber nicht viel um ihn. Dann jedoch kam der Tag, oder vielmehr eine Nacht, in der Felix auch sein Herz gewann. Mitten in der Nacht schreckte er plötzlich empor, und vor dem Hause war wütendes Fauchen und schrilles Kreischen zu hören. Dazwischen unterdrücktes Schimpfen einer Männerstimme. Der Müller riss das Fenster auf, und er hörte gerade noch die Schritte eines Menschen, der vom Hofe lief. Unter dem Fenster aber sass Felix und fauchte.

Entsetzt sah er nach, ob sein Geld noch im verschlossenen Kasten lag, aber das Schloss war unversehrt, Felix hatte den Einbrecher rechtzeitig verschleucht.

Mit der Zeit sprach sich die Tat des Otters herum, und so hörte auch der Gutsherr, von dem der Müller die Mühle in Pacht hatte, davon. Er machte dem Müller den Vorschlag, ihm den Otter zu überlassen. Er solle dafür ein Jahr lang pachtfrei sein. Das war ein grosszügiges Angebot, aber der Müller lehnte ab. Er wollte es seinem Jungen nicht antun, seinen besten Freund zu verkaufen.

Wenige Tage später war es, als dieser hörte, dass der Vater das folgende zu der Mutter sprach: «Alle Sorgen freilich wären wir los, wenn wir ein Jahr lang die Pacht nicht zahlen müssten.»

In der folgenden Nacht schlief Hans wenig. Immer wieder gingen ihm die Worte des Vaters durch den Sinn. Und am Morgen war sein Entschluss gefasst.

Nach dem Frühstück rief er den Otter zu sich und machte sich mit ihm auf den Weg zum Gutsherrn. Und er kam zurück mit einem Schriftstück, das er dem Vater reichte: «Euer Sohn hat uns den Otter gebracht. Die Pacht für das Jahr ist damit bezahlt.»

Sehr bald schon stellte sich freilich heraus, dass der Otter alle Nahrung verweigerte, als er den Jungen nicht mehr bei sich wusste. Man holte den Jungen, und in seiner Gegenwart reichte die Gutsherrin dem Otter das Futter. Mit einem Male nahm Felix es von ihr an und folgte auch ihrem Ruf auf den Spaziergängen — solange Felix dabei war. So ergab es sich, dass Hans fast täglich mit den Gutsleuten zusammen kam, dass sie an dem aufgeweckten Burschen Gefallen fanden, und als sich